

der er den unheimlichen Prunk der Vegetation bis zum „feinen Gesang“ sterbender Schnecken in Nasos Garten imaginiert, könnte den Verdacht aufkommen lassen, er habe die blühende Flora und Fauna der versunkenen Welt geradezu recherchiert. Aber die Hellebardenfische im Meer hat es ebensowenig jemals gegeben wie das Purpurmoos in den Bergen. Sie sind allein ein Tribut der Phantasie an den poetischen Klang, wie auch das übrige Ambiente des Romans vor allem einer Kunst unterworfen ist: der großen Kunst einer zeitlosen Sprache.

Dieser Sprache gelingt auch der Schmugglertrick des Romans ohne den Anflug eines falsch tönenden Effekts: die Möblierung der Antike mit dem Inventar der Moderne. Ein Autor geringeren Talents hätte den Dichter Ovid möglicherweise am Mikrowellenherd hantieren oder mit Kopfhörern vor dem HiFi-Gerät sitzen lassen. Ransmayr vermeidet das Risiko dieser schrägen Töne in seiner Musik, indem er das Ticken von Billardkugeln in Rom vernehmen, einen klapprigen Omnibus durch Tomi tuckern und den Zwerg Cyparis mit einem Filmprojektor erscheinen läßt. Diese Requisiten nehmen in der „Letzten Welt“ wohl darum so glaubwürdig und wie selbstverständlich ihren Platz ein, weil sie aus heutiger Sicht ihrerseits wie leicht angestaubte Museumsstücke wirken.

Man könnte dem Ästhetischen Christoph Ransmayr vorwerfen, daß er den römischen Dichter zu einer Art antikem Résistance-Führer stilisiert, obwohl Ovid der Familie des Kaisers noch in der Verbannung huldigte. Man könnte zweitens bedauern, daß er mehr den tragischen Ovid reinszeniert und an den ironischen nur in Andeutungen erinnert. Und man könnte drittens monieren, daß sich die faszinierende Sprache des Autors wie Seide auch über die ärgsten Schrecken und Alpträume legt.

Diese Einwände jedoch würden den Glanz des Buches nicht trüben: Der Sprachartist Christoph Ransmayr hat sich mit der „Letzten Welt“ einen Logenplatz in der deutschen Literatur erschrieben. Im nächsten Buch möchte er wieder einer Metamorphose nachspüren: Ein Leibwächter wird zum Mörder seines Herrn. Aber vielleicht erweist sich der Wiener in naher Zukunft auch als der lange vermißte Romancier, der in bleibenden Bildern die Gegenwart beheligt: mit einer literarischen Flaschenpost über die Moderne.

Ein Geheimbuch über die Gegenwart ist schon „Die Letzte Welt“. Zwischen den Zeilen des Romans nämlich irrlichtert diese Erkenntnis: Die angstvollen Tagträume der antiken Ahnen sind die Nachträume unserer Zeit. Auch dies ist eine Verwandlungskunst: die Verwandlungskunst der Zivilisation. ♦

GERT FRÖBE †

Daß jemand, der den Ruf der Deutschen im Ausland aufs Nachhaltigste geschädigt hat, dennoch von den Deutschen geliebt, verehrt, geachtet wurde: Gert Fröbe hat dieses Wunder fertiggebracht. Als kollossaler Nestbeschmutzer ist er in zahllosen internationalen Filmen aufgetreten, ein bißchen teigig, ein bißchen lauernd im Blick und stets von lärmend falscher Gemütlichkeit.

Anders als dem Walter Ulbricht hat man ihm sogar sein Sächsisch verzeihen, das er ein Leben lang nicht abgelegt hat, hartnäckig hat er an seinem harten und weichen B festgehalten, trotz Schauspielunterricht bei Erich Ponto.

Es muß schon komisch gewesen sein, als der Kaufmannssohn aus einer Randgemeinde von Zwickau, der sich zuvor als Maler und Stehgeiger versucht hatte, dem großen Ponto den Mephisto vorgesprochen hat: So viel war klar, Liebhaber und Held konnte der rothaarige, sommersprossige Riese (1,86 Meter) mit der weichen Falsett-Stimme nicht werden.

Also wurde er zum Komiker, zum Brettl-Schauspieler, zum Kabarettisten. Karl Valentin hat ihn noch gesehen und das sächsische Riesenkerlchen ermutigt und ermuntert. Doch die Karriere begann ganz anders, in einer Zeit, als ein anderes Deutschland seine Karriere gerade beendet hatte. 1948, bei Stemmler, spielte er hager, ja spindeldürr, den „Otto Normalverbraucher“ in der „Berliner Ballade“.

Wenn die Deutschen ihn liebten, dann vielleicht, weil er ihren Aufstieg filmgerecht gespiegelt hat: Erst war er dünn und verschüchtert und gewitzt, dann breit und selbstgefällig, die Wirtschaftswunder-Zigarre im Maul. Und schließlich die Weltkarriere: Goldfinger. Da war er der rundliche, bleiche, rotblonde Gegenspieler des drahtigen, dunklen, muskulösen James Bond (Sean Connery), dem er mit dem Laserstrahl an die Genitalien gehen wollte; die dicke Impotenz des Geldes, ein Sachse, der Fort Knox radioaktiv verseuchen wollte, eine gemütlische Fortsetzung des Nazi mit anderen Mitteln.

Gegen Heinz Rühmanns Kommissar spielte Fröbe gar noch den Kindermörder, in Dürrenmatts „Es geschah am hellichten Tag“. Da hatte

er, der unterdrückte Weichling, eine calvinistische Domina zur Frau und war im schweizerischen Wohlleben eingesperrt wie im Zuchthaus. Der Blick von schräg unten, das Kichern aus heiserer Kehle – Fröbe war ein Schauspieler, der sich Psychogramme aus schauspielerischen Kabinettstückchen zusammensetzte. Er wußte, daß, wer füllig ist, leise sein muß, und wer böse, sich sanft zu geben hat. So konnte er tänzelnd, fast gewichtslos gehen und verbreitete einen krätigen Charme.

Sein Rezept war das des kalkulierten Wechsels. Wenn er einen Schuft, ein fieses Schwein gespielt hatte, so recht zum Fürchten und zum Kotzen, setzte er mit einer rührend komischen Figur nach, spielte ein listiges Riesensbaby, das seine Adams-Schwächen verständnisheischend bloßlegte. Für Kinder mimte er im dunklen Bart auch noch den gemütlischen Räuber Hotzenplotz.

Merkwürdig, daß er den Dorfrichter Adam, dieses wie auf ihn zugeschriebene Kleistsche Monstrum mit dem Klumpfuß, nie gespielt hat. Statt dessen, auf dem Theater, immer wieder den Striese, jenen unvergänglichen Theaterdirektor der Vorsubventionszeit, als Theater noch Pappe und wackelnde Kulisse und falscher Dutt war und man die Sabinscherin'n raubte, damit man das reichlich wogende Damen-Ensemble beschäftigen konnte.

Kein Zweifel, Fröbe hatte Format. Er füllte Bühne und Leinwand, in jeder Hinsicht. Aber noch wichtiger ist: Er hatte die schauspielerische Intelligenz, dieses Format, diese raumgreifende Fülle in Frage stellen zu können. Er spielte nie so ganz sich selbst, sondern kommentierte mit Skepsis und Schlaueit menschliche Ungetüme. Vielleicht blieb deshalb die Sympathie auf seiner Seite.

So hat man auch von ihm nichts anderes gehört, als daß er in seinem Beruf aufging, nach dem schwer empfundenen Tod der Frau nach zwei Jahren deren Freundin heiratete, tapfer dem Krebs widerstand, sich ab und zu zurück in die Kleinkunst flüchtete, wenn ihm die Welt zu groß wurde. Ein Sachse, noch im Schrecken schrecklich gemütlisch. Jetzt ist er, 75jährig, in München gestorben.

